

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 20 (1910)
Heft: 3

Artikel: Aus der Praxis der Heimatkunde : mit besonderer Berücksichtigung der Realschule (IV.-VI. Schuljahr)
Autor: Hepp, Joh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Praxis der Heimatkunde

mit besonderer Berücksichtigung der Realschule (IV.—VI. Schuljahr).

Referat in der pädagogischen Vereinigung des stadtzürcherischen Lehrervereins.

Von Joh. Hepp, Zürich I.

Wenig Theorie und recht viel Praxis war der Gedanke, der mich bei diesem Referate leitete. Darum verzichte ich auf Auseinandersetzungen über die Begriffe Heimat und Heimatkunde; auch auf die allgemeine Bedeutung der heimatlichen Bildungswerte trete ich nicht ein. Da an diesem Orte schon wiederholt über Heimatkunde und ihre Aufgabe als Vorbereitung auf den Geographieunterricht gesprochen worden ist, so werde ich mich nach dieser Seite kurz fassen und vorwiegend die andern realistischen Fächer berücksichtigen. Den Unterricht heimatlich zu gestalten, ist ja ein wichtiger Grundsatz der Methodik, der es uns zur Pflicht macht, überall, wo irgend es angeht, von der Heimat auszugehen.

Unsere Lesebücher müssen verschiedenartigen Verhältnissen gerecht werden. Sie werden gebraucht am See droben wie am Rhein draussen, im Industrieort wie im Bauerndorf, in der Grosstadt wie im kleinen Weiler, im Milchwirtschaft treibenden Oberland wie im Flachland, wo Acker- und Weinbau noch zu Hause sind. Der Stoff ist fast ausschliesslich ländlichen Verhältnissen entnommen. Wohl bildet eine ländliche Umgebung mit ihren mannigfaltigen Gelegenheiten, die kindlichen Kräfte zu üben (Bewegung im Freien, Mithülfe bei der Urproduktion, Umgang mit der Natur usw.), die wünschenswerte Heimat für unsere Jugend, aber doch nicht die wirkliche. „Möge aber die Heimat des Kindes wert sein, was sie wolle, der Erzieher hat von ihr auszugehen, wie sie wirklich ist, nicht wie sie sein sollte.“ (Tögel: Didaktik und Wirklichkeit.) Daraus folgt, dass sich parallel der Entfaltung unserer Stadt der heimatliche Unterricht, den neuen Verhältnissen anpassend, fortentwickle. Das Verdienst, die Werte, welche die Grosstadt für die Bildung des Intellekts und des Gemütes birgt, der Schule erschlossen zu haben, gebührt vor

allem den beiden Bremer Schulmännern Gansberg und Scharrelmann. Manches, was diese Reformer sagen, mag uns aus berechtigten Gründen unannehmbar erscheinen. Aber studieren müssen wir sie. Wir brauchen ja nicht zu allem Ja und Amen zu sagen. „Prüfet alles und behaltet das Beste“. Unsere konservative Natur sorgt übrigens schon dafür, dass das Alte nicht ohne weiteres über Bord geworfen wird. An einer Villa droben am Zürichberge steht das Sprüchlein: „Lasset uns am Alten, so es gut ist, halten, aber auf dem alten Grunde Neues wirken jede Stunde“. Darnach wollen wir uns halten. Das Gute, das wir finden, wo es nun sei, das wollen wir auf die Heimat übertragen.

Gansberg sagt in seinem Buche: „Streifzüge durch die Welt der Grosstadtkinder“, „dass wir in den Stadtschulen heraus müssen aus dem Naturgeschichtlichen, Ländlichen und Dörflichen, in dem wir jetzt noch bis an die Ohren stecken, im Lesebuch sowohl wie im Lehrplan und ganz besonders im Anschauungsunterricht“. Wenn ich mich diesen Worten anschliesse, will ich damit durchaus nicht sagen, es müssten besondere Lesebücher für die drei Realklassen unserer städtischen Schulen (IV.—VI. Schuljahr) — in bezug auf die Elementarschule erlaube ich mir kein Urteil — geschaffen werden. Aber einer Ergänzung bedürfen sie unbedingt. Ich freue mich auf die Heimatkunde, die Kollege Gattiker für unsere Stadtschulen ausarbeitet. Schade, dass sein Programm so stark beschnitten wurde. Nun, ist der Keim da, so wird er sich auch weiterentwickeln. Zu wünschen ist ein Buch, das genügend heimatlichen Stoff für die ganze Stufe der Realschule bietet. Es sollte jedem Viertklässler ein Exemplar übergeben werden, das er nach dem dreijährigen Gebrauch behalten darf. Ein solches Hilfsmittel für den heimatlichen Unterricht ist für die neuen Lehrer der Stadt unentbehrlich. Dazu kommt, dass die Heimatpflege in den städtischen Schulen nicht nur schwieriger, sondern auch wichtiger ist als auf dem Lande; gibt es doch Klassen in Zürich, in denen nicht ein einziger in der Stadt verbürgerter Schüler, wohl aber Württemberger, Preussen, Russen, Tschechen, Tiroler, Italiener usw. beisammensitzen. Da fällt der Heimatkunde die wichtige Aufgabe zu, mitzuhelfen, diese Ausländer unserm Schweizerstamme einzuverleiben. Aber auch die einheimischen Schüler bedürfen einer intensiven Pflege des Heimatsinnes. Das in der Stadt übliche häufige Umziehen, der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der auf der Strasse auf den Schüler einströmenden Eindrücke geben der Flüchtigkeit und der Jagd nach Neuem, nach Sensation nur allzusehr Vorschub. Das moderne Grosstadtleben lässt eine liebevolle Vertiefung in all das, was die Heimat Sinniges bietet und eine tiefere Anhänglichkeit an sie nur schwer

aufkommen. Um so mehr ersteht uns die Pflicht, unserer Jugend durch eingehende, interessante Beobachtung den heimatlichen Boden lieb zu machen.

Für die Heimatkunde als Vorbereitung für das Kartenverständnis, bietet Zürich und seine nächste Umgebung überaus günstige Verhältnisse. Unsere engere Heimat ist recht vielgestaltig, und ermöglicht uns, eine grosse Zahl typischer Bodenformen zur Anschauung zu bringen. Am Lindenhof, der „Katze“, dem Burgwieshügel können wir den Begriff Hügel ableiten; am Zürichberg lernen wir die Merkmale einer Kuppe und der Sonnen- oder Sommerseite kennen; am Albis die der Schatten- oder Winterseite, eines Steilabhanges, eines Grates, einer Bergkette. Um zu zeigen, was ein Pass, eine Wasserscheide ist, gehen wir auf den Milchbuck. Im Limmattale gewinnen wir die Vorstellungen Ebene und Talsohle usw. usw. Neben dem See haben wir verschiedenartige fliessende Gewässer, den Wildbach, der das Zürichhorn immer noch vergrössert, den ruhigen, im See geläuterten Strom mit dem annähernd gleichbleibenden Wasserstand, den Gegensatz zur klaren Limmat in der Sihl mit ihren Schuttablagerungen, verbunden mit Überschwemmungsgefahr. An Verkehrsmitteln sind zu nennen die Land- und Wasserstrassen, die Drahtseil-, Tram- und Eisenbahnen (Knotenpunkt in Zürich), die Bergbahn auf den Ütliberg, Wagen aller Art, Telephon und Telegraph. Die Abhängigkeit des Menschen von der Scholle können die Schüler kennen lernen, indem sie hingewiesen werden: 1. auf verschiedene Bebauungsarten des Bodens, wie den Acker- und Gemüsebau im Tale, die Milch- und Forstwirtschaft auf den Höhen und den Rebbau am See, 2. die Anlagen von Fabriken längs der Flüsse. Wir können in leichter Weise zeigen, wie die Erdoberfläche ihre Geschichte hat. Dahin gehört die Besprechung der Falletsche, der Lehmgruben am Friesenberg, des Verwitterungsprozesses, wie er überall zutage tritt, der Talbildung im Hornbachgebiet usw.

Es scheint mir, dass man oft allzulange beim Schulhaus stehen bleibt und die Heimatkunde zu einer „Schulhauskunde“ ausarten lässt. Wir müssen die Zeit fruchtbringender ausnützen. Bezeichnen wir das Schulhaus im Wolfbach, am Schanzengraben, oder wo es sei, mit einem Viereck, fügen wir das Wichtigste der Umgebung zu einem einfachen Plänchen hinzu, und gehen wir dann weiter. Die grossen Züge der Bahnhofstrasse, des Hirschengrabens, des Limmatquais usw. zu erkennen und von dort aus sein Vaterhaus zu suchen und zu finden, fällt dem Schüler gewiss nicht schwerer, als sich auf dem mit dem kleinlichsten Detail überfüllten Situationsplan des Schulhauses zurecht zu finden. — Auch eine möglichst

vollständige Berücksichtigung aller Quartiere hat keinen Sinn. Nur keine „Fremdenführer-“, keine „Briefträgerkunde“. Es kommt nicht auf die Summe der Kenntnisse an. „Nicht der Drachen der Vollständigkeit“, sondern „Stoffbeschränkung und Stoffdurchdringung muss immer mehr die Losung der Schule werden“. (Polack.)

Nachher heisst dann Ausflüge machen, die Umgebung systematisch Stück für Stück geistig erobern. Wir verfolgen z. B. den Elefantenbach von der Mündung bis zur Quelle. Am Zürichhorn werden wir von der Mündung, der Hornbildung, der Sonderung der Sinkstoffe, dem See als Läuterungsbecken, dem breiten korrigierten Unterlauf sprechen, weiter oben vom Mittellauf mit dem vom Bach ausgewaschenen Tobel, dem starken Gefälle, der gewonnenen Kraft, die in mehreren Fabriken ausgenützt wird. Nach zwei Stunden sind wir oben. Hier können wir die Begriffe Oberlauf, Quellgebiet, Pass, Sattel, Quertal, Nebental ableiten. Im Freien schon zeichnen wir dann, nachdem wir die Himmelsrichtungen festgestellt haben, den Lauf des Baches auf die Strasse. Der verjüngte Massstab kann dabei so verwendet werden, dass man auf je eine halbstündige Marschzeit einen Meter rechnet. — Prächtig lässt sich an der gleichen Stelle nachweisen, wie die Tobel- (Tal-) bildung jetzt noch bergan schreitet. Schon ist das Riet angezapft, welches sich auf dem Sattel ausbreitet. Ein nächster Regen wird das unterste Stück des Talbodens — schon jetzt unterhöhlt — wegschwemmen, und die Schlucht wird um einen Meter weiter hinaufgerückt sein. In der VI. Klasse kann auf dieses Erlebnis zurückgegriffen und darauf hingewiesen werden, dass viele Alpenflüsse in einem ähnlichen Passtale ihren Ursprung nehmen; an Stelle des Rietes müsse man sich meistens einen See denken.

Die nächste Umgebung des Schulhauses muss auch den Massstab liefern für allerhand Grössenverhältnisse. Einige Beispiele: Der Turnplatz der Kantonsschule (auch das Areal der alten Tonhalle) misst ungefähr 1 *ha*; das Viereck Hohe Promenade-Leonhardplatz-Sihlbrücke-Tonhalle oder das Gebiet zwischen Schanzengraben-Quaibrücke-Rämistrasse-Hirschengraben-Bahnhof 1 *km*². Die Strecke Bellevue-Bahnhof Enge ist 1 *km* lang. Von der Bahnhofbrücke bis zur Kirche Zollikon ist es 1 Stunde. Unser Schulhaus zählt ca. 730 Schüler, also so viel, wie beispielsweise der Bezirkshauptort Dielsdorf Einwohner aufweist. Der erste Stadtkreis hat so viel Bewohner wie der Kanton Zug, der Kreis III so viel wie Uri und Schwyz zusammen, London ca. 30 mal so viel wie ganz Zürich. Der Höhenunterschied zwischen Albisgütli und Utokulm beträgt 400 *m*, der zwischen Glarus und der Glärnischspitze mehr als das sechsfache.

Die grösste Zürichseetiefe ist der Summe von Prediger- (82 m ohne Blitzableiter) und Grossmünsterturmhöhe (60 m) gleich.

Dass die Berücksichtigung heimatlicher Stoffe überall durchdringt, zeigen auch die neuen Rechnungsbüchlein (Stöcklin), die den eingekleideten Aufgaben vorwiegend zürcherische Zahlenverhältnisse zugrunde legen. Ich habe meine helle Freude daran.

Zum Kapitel der Heimatkunde gehört die Erklärung der Flurnamen und ähnlicher Ausdrücke. Die Schüler sperren Mund und Augen auf, wenn ich sie hinweise auf die Bedeutung der ihnen täglich begegnenden Benennungen, wie: Schipfe, Rennweg, Marktgasse, Rindermarkt, Neumarkt, Paradeplatz, Weinplatz, Werdmühle, Predigerkirche, Obmannamt, Hirschengraben, Seilergraben, Kirchgasse, Oberdorf, Wasserkirche, Letzigraben, Sihlfeld, Seefeld. (Sprechen wir von Glattfelden, dem Rafzerfeld, so erinnern wir an die beiden letztern.) Gerade weil diese Ausdrücke so alltäglich im Ohr klingen, haben die Schüler noch nie über deren Bedeutung nachgedacht. Findet sich keine passende Gelegenheit, so kann man doch wenigstens bei der Behandlung der zusammengesetzten Hauptwörter auf diese Ausdrücke zurückkommen.

Wir dürfen uns nicht gestatten, in die Fremde zu schweifen, bevor die Heimat ausgebeutet ist. Sind die Hauptbegriffe, die das Kartenlesen ermöglichen sollen, gewonnen, und so klar, dass sie wirkliches Eigentum des Schülers sind, über das nach Bedürfnis verfügt werden kann, so kommen wir nachher um so schneller vorwärts. Es schadet gar nichts, wenn wir das erste Vierteljahr in der V. Klasse noch der engeren Heimat widmen und erst dann zur Besprechung der übrigen Kantonsteile übergehen. Dieses Vorgehen hat auch deshalb seine Berechtigung, weil sich auf dem Boden der Stadt und ihrer Umgebung stark zwei Fünftel der kantonalen Bevölkerung sammelndrängen.

Geht man beständig darauf aus, die Kinder anzuhalten, auf das zu achten, was ihnen ihre nächste Umgebung alles zu sagen hat, so kann man es erleben, dass sie selbst anfangen, nach diesem und jenem zu fragen. Um die Fragelust anzuregen, haben z. B. die Schulreformer B. Otto und seine Schwester empfohlen, nach jeder Lektion etwas Zeit zu erübrigen, um auf etwaige Fragen der Schüler einzugehen. Von den gleichen Vorbildern angeregt, opfere ich dann und wann eine Viertelstunde, nach den Ferien vielleicht sogar eine ganze, damit die Schüler dann fragen, was sie wollen und Selbsterlebtes und Gelesenes erzählen. Gerade diese Minuten haben mir gezeigt, wieviel noch brach liegt auf dem Gebiete der Heimatkunde. Die ersten Versuche mögen erfolglos oder mager ausfallen. Das ändert sich bald. Gar manches gibts da zu

erzählen von Reisen, Festen, Unglücksfällen und andern Beobachtungen auf der Strasse. War da einer in Bern in den Ferien und berichtet nun ganz beleidigt, er könne nicht begreifen, dass Bern Bundesstadt sei. Ich solle ihm sagen, warum nicht Zürich, das Bern an Grösse und Schönheit überrage, nicht Hauptstadt sei. Ein anderer war in Stocken. Es ist ihm aufgefallen, dass in der Nähe seines Ferienortes der Familienname Höhn vorherrscht, und er fragt mich, woher das komme. Ein zugewanderter Finne will wissen, von welchem Meere man ausgehe, wenn man sage, der Zürichsee liege 408 m über Meer. Er hatte die Vorstellung, mit den Meeren verhalte es sich wie mit den Seen, von deren verschiedener Höhenlage wir sprachen. Ein anderer meint, das sei doch ein Widerspruch, im Buche stehe Joh. Konr. Escher und auf dem Denkmal am Bahnhofplatz Alfred Escher. Es war ihm ergangen wie mir, als ich nach Zürich kam; ich glaubte, wenn dies grosse Denkmal doch einem Escher gehöre, so könne das keinem andern gelten, als dem Erbauer des Linthwerkes. Noch ein anderer erzählt von den Mäusen, die dem Kanarienvogel das Futter gestohlen, und wie er den Dieben auf den Sprung gekommen ist. Da tauchen Fragen auf wie: Warum malen die Maurer ein S an die Fenster der Neubauten? Was bedeuten die Zahlen an den Fensterrahmen? Warum macht man den Boden der Bahnhofbrücke aus Holz? Was ist Konkurs? Was soll der Hund über der Türe beim Rüden bedeuten? (Zunft haus der Konstaffel, der Hund soll das dem Adel zustehende Jagdrecht versinnbildlichen.) Was die Zahl 92 0/00 an einem Täfelchen an der Dolderbahn? Werden die Salzlager nicht einmal aufgebraucht sein? Wie findet man überhaupt Salzlager? Warum sucht man den Nordpol? Was bedeutet der blaue Anker im Brienzersee (auf der Karte natürlich)? usw. usw.

An manche Frage lässt sich eine interessante und anregende Diskussion anknüpfen. Oft musste ich die Antwort aufs nächste Mal versparen und das Lexikon oder ein anderes Buch zu Hülfe nehmen. Die Beantwortung solcher Kinderfragen mag manchmal durchaus nicht das Ergebnis haben, das dem dafür gewidmeten Aufwande an Zeit entsprechen würde. Tut nichts. Die Hauptsache ist, dass die Schüler überhaupt fragen, dass sie nicht achtlos an ihrer Umgebung vorübergehen und sich nicht schämen, Auskunft über Unverstandenes zu verlangen, dass die Fragelust, die wir an vorschulpflichtigen Kindern so gern sehen, und die dann oft verloren geht, wach bleibt.

Auf ganz ähnliche Weise kam ich durch die Schüler selbst dazu, so etwas wie Heimatkunde im Sinne des Heimatschutzes zu treiben. Es hatte mich einer nach der Bedeutung der Bildhauerarbeiten am Turme

der Hauptpost gefragt. Ich benützte die nächste Gelegenheit, ihnen das schöne Werk Kisslings zu zeigen. Auf der Limmatseite ist symbolisch der die ganze Erde umspannende Postverkehr; auf der Stadthausseite die drei Lebensalter durch ein Kind, eine Frau und einen Greis dargestellt. Ich fragte, was uns der Künstler sagen wollte, indem er diese drei Figuren unter die Uhr setzte. Durch eine ähnliche Frage veranlasst, kamen wir auch auf den schönen Brunnen an der Bahnhofstrasse, dem Bürkliplatz gegenüber, zu sprechen.

Als ich „Kaiser Karl und die Schlange“ lesen liess, erinnerte ich die Schüler an das Haus „zum Loch“, in dem Karl der Grosse während seines Aufenthaltes in Zürich residiert haben soll, und über dessen Haustüre die Schlusszene aus dieser Sage in Sandstein gehauen ist. Sofort meldeten einige, auch beim Treppenaufgang zur Münsterterrasse und bei Hug, der Wasserkirche gegenüber, habe es ebenfalls „Bilder“, die diese Sage veranschaulichen. Ich selbst hatte die letztern noch nie beachtet, trotzdem ich wohl schon hundertmal daran vorbeigegangen war. Ich stellte ihnen die Aufgabe, die Reliefs noch einmal genau zu betrachten und sie mir in der nächsten Stunde zu beschreiben. Einige brachten dann sogar Skizzen mit. — Als wir von Hans Waldmann sprachen, erzählte ich, dass er den Grossmünstertürmen Spitzhelme aufsetzen liess. Am folgenden Morgen fragte mich ein Schüler, woher es komme, dass die Türme spitzige (gotische), das Chor aber runde (romanische) Fenster habe. Ich wies sie darauf hin, dass eben das Chor einem früheren und der obere Teil der Türme einem späteren Zeitalter entstammen. Schon eine flüchtige Betrachtung der Kirche lasse das erkennen. (Schüler: Die Verwitterung der Bausteine am Chor ist weiter vorgeschritten, als an den Türmen.) Zur Zeit, als das Grossmünster entstand, habe man durchweg nur Rundfenster gebaut. In späteren Jahrhunderten sei ein anderer, der Spitzbogenstil aufgekommen. Ich glaube nicht, dass ich zu weit gegangen bin, wenn ich die Schüler im Anschluss an die obige, von ihnen selbst gemachte Beobachtung, auch auf die andern Kirchen der Altstadt aufmerksam machte. Schon äusserlich könne man z. B. aus den Rundbogenfenstern des Fraumünsters schliessen, dass sie neben dem Grossmünster die älteste Kirche Zürichs sei, während Prediger- und Wasserkirche ihre Entstehung einer spätern Zeit verdanken. Es gab eine Zeit, da solche Entdeckungsreisen ganz in Mode kamen bei meinen Buben. Die Stadt, jede Stadt, birgt wirklich manches Schöne, woran wir achtlos vorübergehen. Ich erinnere nur an die neue Werdmühle an der Bahnhofstrasse, wo der Werdegang des Brotes vom Aussäen des Kornes bis zum fertigen Butterbrot am Kaffeetisch hübsch in Reliefs dargestellt ist.

Das ist auch Kunsterziehung, und ich glaube, nicht die schlechteste. Es ist verhältnismässig leicht, mit Schülern zu plaudern über Bildhauerarbeiten; diese erzählen den Kindern etwas. Dagegen habe ich die Erfahrung gemacht, dass die Kindessnatur noch nicht imstande ist, landschaftliche Stimmungsbilder zu geniessen. Auf unsern Wanderungen durch die Heimat können wir sie wohl hinweisen auf die verschiedenen Abstufungen des Grün, auf die blauen Berge, auf das Spiegelbild der Ufer im See, auf das feine blaue Räuchlein, das dort dem Kamine des Häuschens vor der mächtigen Rotbuche entsteigt, usw.; aber eine schöne Abendstimmung z. B. sagt dem Kinde noch nichts. Dagegen kann man den Schönheitssinn pflegen, indem man z. B. vollkommene Blätter und Zweige aussuchen und zu Hause trocknen und zeichnen lässt. Es wird einer bestimmt, der für das Material an Pflanzenpapier und was dazu gehört und die Äufnung der Sammlung verantwortlich ist. Dabei erreichen wir noch ein anderes: „Das Sammeln lehrt unterscheiden, beobachten, sehen. Wer sammelt, geht nie achtlos durch das Land; allenthalben fällt ihm etwas auf“ (Wegelin, Pädag. Zeitschrift, XVII. Jahrgang, Heft 1). Ich rege die Schüler auch an, immer und überall auf einfache, gefällige Formen zu achten. Wir haben teils nach Gedächtnis, teils nach Skizzen, die ich oder Schüler an Ort und Stelle machten, Träger elektrischer Lampen, eiserne Hecken und Gartentüren, Bänder, Rosetten, Mauerklammern, Giebel usw. gezeichnet. Schon manche freiwillige Arbeit, wie „Eingangstor zu einer Villa am Zürichberg“, „Ein Stück aus meiner Soldatenausrüstung“, die zu Hause ohne jede Beihülfe zustande kam, hat mir Zeugnis abgelegt davon, dass ihr Urheber sehen gelernt hat. Es sollte uns wirklich angelegen sein, „die Schüler zu lehren, dass sie mit den Augen, wenn nicht des Künstlers, so doch des Kunstfreundes, die Umgebung ihres Wohnortes und diesen selbst ansehen, in dem Spiel mächtiger Formen, harmonischer Farben, eigenartiger Lichter, das Reizvolle auch in den Dingen entdecken, die dem ungeschulten Auge ganz gleichgültig erscheinen“. (Säemann, März 1907.)

Neuerdings spricht man von einer geschichtlichen Heimatkunde. Die Erfahrung hat gezeigt, dass man über die Köpfe wegredet, wenn man ohne jede Vorbereitung Geschichte treiben will. Wir bringen eben in diesem Fache eine Unmasse neuer Vorstellungen und reden von Zeiten, in deren Geist und Leben der Erwachsene nach langem Studium und eigentlich erst der Fachmann oder die Phantasie des Dichters voll einzudringen vermag. Toter Verbalismus ist's vielfach, was sich in unsern Schulen Geschichte nennt. Enttäuschungen haben mich nachdenklich gemacht. Nun, die Geschichte dürfen und wollen wir nicht lassen. Da

bleibt nichts anderes übrig, als sie kindlicher, konkreter, heimatlicher zu gestalten. Ich habe schon dies und das probiert und den Weg noch nicht gefunden, der mich befriedigen könnte. Einmal wird es nötig sein, den Schüler in der vierten Klasse schon bekannt zu machen mit der menschlichen Arbeit und mit der Allgemeinheit, wie sie in der Heimatgemeinde und im Staate verkörpert ist. Und, was auch wichtig ist, er muss geschichtlich denken lernen; er muss wissen, dass sich alles entwickelt, dass das, dessen wir uns freuen, in hartem Kampfe erst errungen wurde, dass sich die Gegenwart auf der Vergangenheit aufbaut, und unsere Zeit wieder das Fundament bildet für die Zukunft.

Dem Verständnis für die Geschichte vorzuarbeiten, bezweckt nun das Lesebuch der vierten Klasse durch Aufnahme von Sagen und Geschichten. Da können manche grundlegenden Begriffe, wie sie jede Zeile der Geschichtsabschnitte bringt, klargemacht werden. Aber das Beste, eben das spezifisch Heimatliche, kann das kantonale Lesebuch nicht geben. — Den historischen Sinn heranbilden kann ich nur, wenn der Schüler selbst schon Geschichte erlebt hat. Was das letztere anbetrifft, sind wir in Zürich wahrlich nicht verlegen. Noch erinnern sich meine Jungen des Rösslitrans. Unter ihren Augen tritt an Stelle der Droschken der Taxameter, und über ihre Köpfe weg fliegt das erste Luftschiff. Sie erleben, wie alte Quartiere niedergerissen werden und an deren Stelle neue, schönere, gesündere Bauten entstehen. Sie beobachten, wie die Stadt immer weiter hinausgreift aufs Land, wie neue Tramgeleise gebaut werden, wie den einspurigen eine zweite Spur zugefügt wird, wie an wichtigen Haltestellen Wartehallen entstehen mit Schutzdächern und Sitzgelegenheiten.

Ich will annehmen, ich habe eine fünfte Klasse. Alle meine Schüler haben das Gordon-Bennett-Wettfliegen miterlebt. Parseval und das Fliegen überhaupt bilden das Tagesgespräch. Ich benütze das Interesse und treibe etwas Verkehrsgeschichte. An Hand von Scharrelmanns Skizze, „Vom Automobil und andern Wagen“, zeige ich ihnen, wie schon die Pfahlbauer mochten dazu gekommen sein, die ersten Wagen zu bauen, und wie die Entwicklung dann weiterging bis zum Auto. Wo sich Gelegenheit bietet, flechte ich Material aus der heimatlichen Geschichte ein. Ich weise sie hin auf die frühere Holzflösserei auf der Sihl und auf die Hochwachten als schnelle Verbreiter wichtiger Nachrichten. Ich erzähle ihnen, welches Aufsehen es erregte, als im 18. Jahrhundert der Bürgermeister Zürichs die erste Kutsche anschaffte. Nachher führe ich sie ins Landesmuseum und zeige ihnen die Tragsessel, die unsere Gefährte ersetzen mussten, und weise sie darauf hin, dass sich die Strassen damals noch wenig für

Fuhrwerkverkehr eigneten, bildete doch das Niederdorf die Hauptverkehrsader unserer Stadt. Und immer schnellere Verkehrsmittel kamen. Zuerst das Dampfschiff. Hier schiebe ich das Lesestück „Die Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee“ ein. Erst später kam die Eisenbahn. Lasse ich „Die erste Eisenbahn auf Zürcher Boden“ lesen, so mache ich die Schüler aufmerksam, dass die Entwicklung der Eisenbahnen einen ähnlichen Verlauf nahm, wie heute die des Trams. Aus den Wartehallen hätten sich aber bald Anlagen entwickelt bis zu dem heutigen Hauptbahnhof mit den gesonderten Räumen für Fracht-, Eil- und Passagiergüter, den verschiedenen Abteilungen für die Billetaussgabe, den Wartsälen, den Restaurants und den mannigfachen Kaufgelegenheiten für die Reisenden. Immer schnellere und schnellere Beförderung wollten die Menschen. Zur Bahn gesellten sich Telegraph und Telephon, Velo und Auto. Noch einen Blick in die Zukunft: Die Eisenbahnen sollen elektrisch betrieben werden, und eben machen sich die Menschen daran, die Luft zu erobern mit Luftschiff und Flugmaschine.

Das ist auch Geschichte, nicht Kriegsgeschichte; die Schüler lernen dabei, dass nicht nur die Wucht der Waffen die heutigen Zustände herbeiführte, sondern vornehmlich die Arbeit des Geistes und der Hände. Nun haben wir ja nicht alle Jahre ein Gordon-Bennett-Wettfliegen; aber solche Betrachtungen lassen sich ohne weiteres an die Besprechung des Bahnhofes anschliessen. Nebenbei gesagt, bildet so „ein grosstädtischer Bahnhof mit seinen mächtigen Hallen, seinen dröhnenden Zügen, mit seinem Rauch und dem schrillen Pfiff der Lokomotive, mit seinen Menschenmassen und mit den Sperlingen, die in seinem Eisenwerk unbekümmert ihre Nester bauen, eine Lebensgemeinschaft“ (Tögel, „Didaktik und Wirklichkeit“), so gut wie Junges Dorfteich.

Das Lesebuch für die fünfte Klasse enthält noch eine ganze Anzahl von Lesestücken, die dem Schüler zeigen, wie dies und das geworden ist. Lesen wir den Abschnitt „Die Beleuchtung“, so erzählen wir ihnen, wie Zürich bis Ende des 18. Jahrhunderts noch keine Strassenbeleuchtung kannte, wie sich die Herren mit Kien- oder Harzfackeln durch die Strassen leuchten liessen, wenn sie nachts ausgingen; wie es Gesetz war, dass bei Feuersbrünsten, festlichen Anlässen die Bürger gehalten waren, Laternen auszuhängen. Wir gehen ins Landesmuseum und schauen den Kamin und all die alten Beleuchtungsvorrichtungen an. Wir malen uns einen Abend in einem alten Hause recht anschaulich aus: Die Mutter spinnt, die Knaben sitzen am Herd, braten Äpfel und knacken Haselnüsse. Der Vater erzählt eine Jagdgeschichte, indem er ein Fell zurecht macht. Da kommt die Schwester herein. Sie hat Holz geholt; sie steckt den bren-

nenden Spahn in die Wand, legt Holz auf den Herd und setzt sich dann zur Mutter usw. Ja ihr lacht, so fahre ich fort, und mancher von euch wünscht wohl jene Zeit zurück, da die Jungen noch nichts wussten von Rechnen und Aufsatz. So, wie ich's euch schilderte, mags zur warmen Zeit ausgesehen haben. Anders war's im Winter. Fenster fehlten, Öfen meistens auch usw. So können wir auch den Wahn von der guten alten Zeit zerstören und zeigen, dass jede Zeit hart und sorgengetränkt war. Vielleicht wird durch die Schilderung dieser und jener an alten Grümpel erinnert, der auf der Winde liegt, und geht suchen und bringt, wie mirs auch passierte, so eine alte Lichtputzschere, eine Ölampel oder ähnliches in die Schule.

So müssen wir dem geschichtlichen Unterricht vorarbeiten. Der Ausdruck Geschichte passt allerdings nicht ganz für das, was wir so nennen in der Schule. Es kann sich auf der Stufe der Volksschule nie und nimmer um Vollständigkeit handeln. Wir reihen nur Geschichten chronologisch aneinander. Auf der Mittelstufe (IV. bis VI Klasse) begnügen wir uns sogar fast ausschliesslich mit einer Auswahl solcher Abschnitte, die sich auf die engere Heimat beziehen. Alles, was z. B. Lüthi an geschichtlichem Stoff für die V. Klasse bringt bis zur Gründung der Eidgenossenschaft, können und solleu wir auf heimatlichen Boden verlegen. Das Schönste und Meiste, was wir z. B. im Landesmuseum aus der Pfahlbauzeit haben, stammt von Funden her, die auf städtischem Gebiete gemacht wurden. An die helvetische Zeit erinnern uns ausser dem Namen Helvetien und dem Bilde der Helvetia auf Münzen und Marken das Refugium auf dem Uto, ein ausgezeichnetes Anschauungsmittel, wenn wir es mit den Schülern wirklich besuchen, und dabei auf die Beschwerlichkeiten helvetischen Lebens aufmerksam machen. Reden wir von den römischen Strassenzügen, so werden wir nicht versäumen, das Stück im einstigen Turicum zu verfolgen durchs Oberdorf, die untere Kirchgasse hinauf, durch die Münstergasse, die Metzgergasse hinunter gegen die Limmat hinab zu der Brücke daselbst, die wenig unterhalb der Gemüsebrücke bei der Fleischhalle zur Schipfe hinüber führte (siehe Dändliker: Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich), dann weiter ungefähr der heutigen Strehlgasse folgend um den Lindenhof herum, den Rennweg und die Badenerstrasse hinunter; ebenso die Abzweigung durch die Stüssihofstadt, die Niederdorf- und Stampfenbachstrasse hinaus. Wir erzählen von den Kaufleuten, die beim Lindenhof $\frac{1}{40}$ des Wertes der mitgeführten Waren als Zoll zahlten, folgen ihnen im Geiste am Zürichsee hinauf, vorbei an den Villen der römischen Kolonisten und hinunter nach Baden und hinaus an den Bodensee, und kehren mit

den sie begleitenden Soldaten wieder zurück. Dass die Eroberung durch die Alamannen einen Stillstand im kulturellen Leben, ja einen Rückfall bedeutet, kann ich nirgends klarer als im Landesmuseum zeigen. Wenn ich die Vitrinen in Saal II und III vergleiche, so muss mir sofort auffallen, wie wenig geblieben ist aus den Jahren 500 bis 1200 n. Chr., wie erstaunlich viele und feine Säckelchen noch zeugen von der Kultur der Römer. Ein einziger Blick sagt da den Jungen mehr als die längste Erklärung. Überhaupt das Landesmuseum! Es wäre eine dankbare Aufgabe, einmal darzustellen, was dieses einzigartige Institut unsern Schulen zu bieten vermag.

Aus der Zeit Karls des Grossen, der Klöster, der Ritter und der späteren Epochen haben wir denkwürdige Stätten genug, von denen wir ausgehen können. An den meisten Vorgängen schweizerischer Geschichte hat sich Zürich beteiligt, ja viele Ereignisse, die von vaterländischer Bedeutung sind, haben sich auf zürcherischem Boden abgespielt und hier ihre Spuren hinterlassen. Wenn wir nie vergessen, das Heimatliche heranzuziehen, so fühlen die Kinder, dass wir ihnen die Geschichte ihrer Vorfahren und ihrer Umgebung erzählen. Dann wird auch das Heimatgefühl erwachen, das sich mit der Erweiterung des Heimatbegriffes von selbst zur Vaterlandsliebe entwickelt.

Noch in einem zweiten Sinne müssen wir den Geschichtsunterricht heimatlich gestalten. Wir müssen in der Ausdrucksweise „engsten Anschluss an die Beobachtungswelt der Kinder“ suchen. Ein schönes Beispiel dafür bietet die Art und Weise, wie Gansberg mit Schülern der untersten Stufe den Sedantag feiert (Siehe: „Streifzüge durch die Welt der Grosstadtkinder“). Es ist geradezu erstaunlich, mit welchem künstlerischem Geschick er seinen Kindern von der Bedeutung dieses Festes und dem ihm zu Grunde liegenden geschichtlichen Ereignis, das ihnen doch zeitlich und geschichtlich fern liegt, erzählt. Die Kunst Gansbergs besteht darin, dass er 1. von der allernächsten Heimat seiner Schüler (Kaserne in Bremen) ausgeht, und 2. was ich eben betonen möchte, „mit den Elementen der kindlichen Beobachtungssphäre“ (in diesem Falle also: „Orden, aufgepflanztes Seitengewehr, eingefettete Stiefel“ usw.) hantiert.

In der Stadt sind wir — verglichen mit dem Lande — entschieden schwieriger dran in bezug auf die Naturkunde. Was uns die Limmat, der See, die Anlagen und die Strassen bieten, ist alles. Unsere Schüler kennen kaum die Haustiere, geschweige denn die Kulturpflanzen. Um so gewissenhafter müssen wir das Wenige ausnützen. Im Hirschengraben drüben stehen z. B. eine Allee Kastanienbäume. Kurz vor dem Examen

sind wir hinüber gegangen, bei Beginn des neuen Schuljahres, im Sommer und im Spätjahr haben wir sie wieder besucht. Aus den zwei folgenden Aufsätzchen mögen Sie ersehen, was wir im Frühling beobachteten.

Die Knospe.

Die letzten Schneereste sind verschwunden. Der Föhn tobt durchs Land. Der Winter hat dem langersehten Frühling weichen müssen. Die Pflanzen erwachen zu neuem Leben. Mächtig schwellen die Knospen der Kastanien drüben am Hirschen-graben. Noch sieht man nichts von grünen Blättern. Kleine braune, lederige Blättchen hüllen wie ein Mantel die zarten Triebe ein. Diese Hüllblätter liegen aufeinander wie Ziegel. Harziger Saft klebt sie fest zusammen und verstopft jedes Löchlein. Kein kalter Wassertropfen und kein rauher Luftzug darf ins Kämmerlein eindringen. Öffnen wir eine Knospe! Kaum findet man die jungen Blättchen, so reichlich sind sie in zarte, weisse, wollige Fädelein eingehüllt. Sie gleichen Kindlein, die eine sorgsame Mutter in Watte und Kissen einpackt. Mags nun noch schneien und frieren, sie fühlen sich wohl in ihrem feinen Nestchen.

Die Bäume schlagen aus.

Die Sonne schickt kräftige Strahlen zur Erde und erwärmt den Boden. Die Wurzeln haben ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Reichlich steigt der Saft durch die Rinde in die Krone hinauf. Die Knöspchen bekommen Nahrung und wachsen. Die jungen Triebe haben nicht mehr Platz in ihrem Wintermantel. Er wird gesprengt. Er ist auch nicht mehr nötig. Ein Blättchen ums andere fällt ab. Der Boden ist ganz bedeckt von den braunen Hüllen. Die Zweiglein recken sich mit einer Schnelligkeit, dass es eine Freude ist.

Dankbare Aufsatz-Themen sind auch: Der Kastanienbaum als Schattenspender, Die Geschichte des Kastanienblattes, Die Kastanie als Spielzeug. Ich will auf deren Wiedergabe verzichten. Ein anderes Jahr kommt in ähnlicher Weise die Linde drunten im Hofe an die Reihe, oder die Ulme, deren Zweige aus dem Turnplatz der Kantonsschule zu den Fenstern unseres Schulzimmers herüberraegen.

Glücklich die, denen wenigstens ein Schulgarten zur Verfügung steht. Da kann man mit den Schülern die wichtigsten Kulturpflanzen grossziehen, die Keimung, das Wachstum, das Blühen, die Fruchtbildung, das Absterben, die ganze Entwicklung der Pfleglinge zur Anschauung bringen. Einen Schulgarten en miniature kann ich mir in Töpfen anlegen. Ich kann die Veränderungen der verschiedensten Samen in der feuchten Erde beobachten, die Begriffe Keimling, wachsen, entwickeln usw. werden zum Erlebnis. Am Kirschkern lernen sie die Kraft kennen, die in einem Samen liegen kann. Der Stärkste kann ihn nicht mit den Fingern öffnen, kaum mit den Zähnen gelingt's, den Samen aus seinem Gefängnis zu befreien. Der kleine Keimling tut's mit Leichtigkeit. Wie ein Held tritt er aus seinem Gehäuse hervor (Siehe Dennert: Die Pflanze. Sammlung

Göschchen). Von Topfblumen habe ich letztes Jahr die gelbe Narzisse besprochen. Anfangs Februar bekam unsere Klasse einen Topf mit drei Zwiebeln. Ich benützte die Gelegenheit, den Schülern die ganze Entwicklung der Narzisse eingehend vor Augen zu führen. In welcher Weise ich es tat, möge folgende Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse zeigen:

8. Februar. Heute bekam unsere Klasse ein Blumengeschirr mit drei Narzissenzwiebeln. Die Blätter haben bereits die braunen Hüllen gesprengt. Wie Schwertspitzen ragen sie gerade in die Höhe. Das längste Blatt misst schon 8 cm. Bei einer Zwiebel ragt zwischen den Blättern die erste Knospe hervor. Sie hat erst eine Höhe von 5 cm erreicht.

Wir wollen nun sehen, wie schnell die Narzisse wächst, und wie sie sich weiter entwickelt. Es soll ihr die sorgfältigste Pflege zuteil werden.

22. Februar. In unglaublich kurzer Zeit hat sich die Pflanze entfaltet. Als wir heute in die Schule kamen, hatte sich die erste Blume geöffnet. Das Blättchen, das am Samstag noch die schwellende Knospe schützend umhüllte, verfärbt sich schon. Es hat nun seine Pflicht getan und stirbt ab. Das prächtige, dunkelgelbe Krönchen der Blüte streckt sich gegen Süden der Sonne entgegen. Der zweikantige Blütenschaft mit der Blüte misst nun 37 cm. Er ist also in 14 Tagen 33 cm gewachsen. Das macht per Tag 22 mm. Die säbelförmigen Blätter sind etwas zurückgeblieben im Wachstum. Das längste hat nur um 19 cm zugenommen. Der ganze Blätterbusch neigt sich noch mächtiger der Sonne entgegen als die Blüte.

Zu beiden Seiten der Zwiebeln zeigen sich Nebentriebe mit weniger hohen und schmälern Blättern. Die Zwiebel, deren Blüte sich jetzt geöffnet hat, zählt 1, die beiden anderen je 2 solcher Nebentriebe.

2. März. Die erste Blüte welkt. Das Hüllblatt ist ganz dürr. Die sechs blassgelben Blütenblätter schrumpfen zusammen. Die glockenförmige Krone mit dem gekräuselten Rand hat zwar ihre Form noch behalten; aber schon ist ihr schönes Gelb dunkler und unansehnlicher geworden. Die Staubgefäße klaffen auseinander. Auch die anderen Blüten haben sich nun geöffnet. Bei diesen bilden die Staubgefäße noch ein festes Bündel um den Stempel herum. Dieser überragt mit seiner dreiteiligen Narbe die Staubgefäße bedeutend. Das Ganze sieht aus wie das St. Galler Wappen.

Bei der Narzisse herrscht die Zahl 6 vor. Jede der Blüten zählt 6 Staubgefäße und 6 Blumenblätter. Bei einer Tulpe, die uns der Lehrer zum Vergleiche aus dem Zimmer des Herrn D. brachte, fanden wir die Sechszahl ebenfalls vorherrschend. Andere Pflanzen, wie z. B. der Apfelbaum, weisen immer die Fünfszahl auf. Die Apfelblüte hat immer 5 Kelchzipfel und 5 Blumenblätter. An verschiedenen Äpfeln konnten wir oben deutlich 5 Höcker unterscheiden. Das Kerngehäuse zählt 5 Kammern.

3. März. Heute hob Herr H. eine Zwiebel aus der Erde. Sie sass so fest, dass er ein Messer zu Hülfe nehmen musste. Unten am Boden der Zwiebel sitzen viele Würzelchen. Es mögen wohl 100 sein. Alle sind ungefähr gleich dick. Solche Wurzeln nennt man Faserwurzeln.

Zum Vergleiche brachte der Lehrer eine noch nicht eingesetzte Narzissenzwiebel mit. Die ist ziemlich hart zum Anfühlen. Die aus der Erde gehobene dagegen ist leicht zusammengeschrumpft. Nun verstehen wir, warum die Narzisse so schnell

wachsen konnte. So eine Zwiebel gleicht einem Magazine. Drin ruhen Vorräte, die aufgespeichert bleiben bis die Pflanze zu neuem Leben erwacht. Als der Gärtner im Spätjahr unsere Zwiebel in das Blumengefäss einsetzte, war sie auch noch prall voll. Die Feuchtigkeit und die Zimmerwärme weckten die schlummernde Blume. Nach unten trieb die Zwiebel Wurzeln, nach oben vier Blätter und eine Blüte. Nun kamen die aufgestapelten Vorräte der Pflanze zu statten. Sie wurden für das Wachstum von Blättern und Blüten aufgebraucht. Ihnen ist's zu danken, wenn die Narzisse so schnell zum Blühen gebracht werden konnte. Dabei ist natürlich die Zwiebel etwas leichter geworden und fast unmerklich zusammengeschrumpft. (Im Anschluss an diese Beobachtung erinnern wir an Krokus, Tulpe und andere Zwiebelgewächse, ebenso an den Wurzelstock der perennierenden Pflanzen. Sorge der Natur für den Frühling.)

4. März. Ein Schnitt von oben nach unten zeigte uns, dass eine Zwiebel aus ungefähr zehn schalenartigen Blättern besteht. Die äusseren sind dünn, braun und trocken, die inneren schneeweiss und fleischig. Alle entspringen wie die Wurzeln aus dem Zwiebelboden.

Durch die zweite Zwiebel machten wir einen Querschnitt (Zeichnung). Nun konnten wir beobachten, woher die Blätter der Nebentriebe kommen. Zwischen den Blättern der Zwiebel wuchs eine kleine Zwiebel. Diese Tochterzwiebel hat keine eigenen Wurzeln, sondern wird von der Mutterzwiebel ernährt. Nun verstehen wir auch, warum die Narzissen mit zwei Nebentrieben sich langsamer entwickelten als die, welche ihre Vorräte nur für sich und eine Tochterzwiebel verbrauchte.

Nun stehen noch die zwei Narzissen, welche je zwei Tochterzwiebeln aufweisen. Diese wollen wir ausreifen lassen.

24. März. Die Spitzen der Blätter werden gelb. Das Wachstum hat ganz aufgehört. Nur der Fruchtknoten ist etwas dicker geworden. Schon äusserlich bemerkt man, dass er dreiteilig ist. Ein Querschnitt zeigte uns wirklich drei Kammern mit vielen kleinen, weissen Samen, die an den Innenwänden angewachsen sind. Ein abgeschnittenes Scheibchen gleicht einem Rade mit drei Speichen (Skizze).

17. Juni. Die Blätter sind nun ganz verdorrt. Wir heben noch eine zweite Zwiebel aus dem Topfe. Die Faserwurzeln sind auch abgestorben, hohl und brechen leicht ab. Nur das zarte Wurzelhäutchen ist übrig geblieben. Die äussersten Blätter der Zwiebel sind ausgetrocknet und können leicht entfernt werden. Links und rechts zeigen sich zwei pralle Anschwellungen. Ein Querschnitt zeigt uns, dass hier die Tochterzwiebeln*) sitzen. Ihre Blätter sind etwas dicker als die der Mutterzwiebel. Klebriger Saft quillt aus ihnen hervor, und zwar in viel stärkerem Masse als bei der austrocknenden Mutterzwiebel. Sie sind im Wachstum begriffen, ihre einstige Ernährerin aber muss absterben.

Beschreibungen von der Wurzel bis zur Spitze mögen ein grösseres Quantum an Wissen ergeben. Vielleicht mag auch mancher durch das

*) Die Tochterzwiebeln sind meist noch nicht fähig, eine vollwertige Blüte hervorzubringen. In Holland, woher unsere Gärtner die Narzissen, Tulpen usw. beziehen, wird die Mutterzwiebel samt den Tochterzwiebeln noch ein zweites Mal in die Erde gesteckt. Etwaige Blüentriebe der letzteren werden abgekniffen, damit sie nach dem zweiten Jahre als ausgewachsene Zwiebeln verkauft werden können, die im dritten Jahre dann ohne Ausnahme Blüten treiben.

Buch mit seinem reichen Stoff dazu verlockt werden, auf den Schein zu arbeiten. Gewiss vermag aber die durch obiges Beispiel vorgezeichnete Art der Behandlung nicht nur den sprachlichen Ausdruck mannigfaltiger und abwechslungsreicher zu gestalten, auch das Interesse und der Sinn für das Wesen und die Zweckmässigkeit der Naturdinge wird besser geweckt. Bei den Tieren werden wir uns nicht mit einer Beschreibung von der Schnauze bis zum Schwanzende begnügen. Das Arbeiten nach einem feststehenden Schema hat ohne Zweifel sein Gutes. Es bringt Ordnung in die Sache und wehrt der Flüchtigkeit. Aber die Schablone darf nicht die Regel bilden. Zu der Beschreibung sollte die durch Selbstbeobachtung gewonnene Kenntnis der Lebensweise und der Umgebung des Tieres kommen. Das ist natürlich nur möglich, wenn wir uns — ich spreche von der Realschulstufe — auf die Heimat beschränken.

Bietet ein glücklicher Moment Gelegenheit zu einer interessanten Beobachtung, so darf ich mir ausnahmsweise eine Freiheit dem Stundenplane gegenüber erlauben. Wir turnen im Hofe. Da fliegt eine Spatzenmutter mit ihren Jungen daher. Wir lassen das Armstossen und schauen dem fröhlichen Treiben der Vogelfamilie zu, bis sie fortfliegt. Nach dem Turnen folgt eigentlich eine Rechnungsstunde. Wir vertauschen sie mit der nächsten Realienstunde, und gestalten das kleine Ereignis zu einem Geschichtchen aus. Alles ist mit Eifer dabei, und ich erlebe — die Stimmung ausnützend — eine Stunde, in der es gelingt, alle, auch den Faulsten, zu intensiver Arbeit mitzureissen. Zwischendurch flechten wir dies und das über das Aussehen und den Bau des Vogels ein. In der nächsten Sprachstunde entstand folgendes Aufsätzchen:

Die Spatzenfamilie.

Von der Strasse herüber fliegen drei Spatzen, voraus das Mütterlein und dicht hinter ihm her seine zwei Kinder. Sie haben Mühe, der Mutter zu folgen. Noch sind ihre Flügelein nicht genügend stark. Dafür sind die nimmersatten Bäuchlein runder und voller als bei der Mutter. Das ganze Gefieder ist hellgrau und der dunkle Fleck auf der Brust der Mutter fehlt noch. Auf dem Turnplatz lassen sie sich nieder. Schon manchmal hat das besorgte Mütterlein sie unter die Lindenbäume vor dem Schulhause geführt. Es weiss gar wohl, dass da manch Brosamlein zu finden ist. Da pickt es eines auf und dort eines. Aber es schluckt sie nicht hinunter. Es behält die Beute im Schnabel. Schau, wie die Kleinen daherhüpfen und der Mutter die Leckerbissen wegschnäbeln. Jetzt fliegt sie ein Stück weiter. Bettelnd folgen die Jungen. Zwischen den Kieselsteinen hat sie einen ganzen Brocken gefunden. Im Nu ist er verschwunden. Dschsch! Jetzt fliegt die ganze Familie auf das Dach der Turnhalle und entschwindet unseren Blicken.

Wenn neben der Sachkenntnis die Sprachbildung ein weiterer Zweck der Realienstunden ist, so haben auf der Unter- und Mittelstufe unserer

Volksschule Unterredungen über fernliegende Dinge erst recht wenig Wert. Nur, was man erlebt hat, kann man erzählen. Wir besprechen z. B. den Schwan. Da berichtet einer:

Heute Morgen kam ich über die Münsterbrücke. Ein „Taucherli“ naschte beim Gitter vom Futter der Schwäne. Ein Schwan wollte den Futtertrog vom Gitter wegzerren und flüchten. Aber der Trog war befestigt. Der Schwan packte ihn am Rande und rüttelte und zernte, bis der Trog um- und das Futter ins Wasser fiel. Schnell tauchte das Entchen unter und holte einen Brocken. Der Schwan tauchte auch unter und wollte den Dieb verscheuchen. Allein das Gitter war im Wege. Als das Taucherli wieder an die Oberfläche kam, hob der Schwan die Flügel und peitschte das Wasser, bis der ungebetene Gast zurück wich. Das Taucherli tauchte wieder und schwamm unter dem Wasser bis zum Futterplatze. So holte es sich Brocken für Brocken. Um die Wut des Schwanes kümmerte es sich nicht. Zuletzt kamen noch andere Taucherli. Sie zankten um die Beute. Unser Taucherli füllte noch einmal den Schnabel und flatterte auf die andere Seite der Brücke.

Im Anschluss an diese Beobachtung erzählt ein zweiter von einem Kampf mit einem Fisch; ein dritter, wie eine Schwanenmutter ihre Jungen verteidigte, als der Nachbar das Familienglück störte. Nur erzählen lassen. Das übt die Sprachkraft. Die Berichte mögen manchmal recht mager ausfallen, macht nichts. Freuen wir uns, wenn wir einmal für wenige Minuten den Dozenten beiseite legen und zuhören dürfen. Merken die Schüler, dass der Lehrer Freude hat an etwas von ihnen selbst Erlebtem, kommt manch hübsche Beobachtung ans Tageslicht. Da erzählt einer von einem verwundeten Sperling, den er heimgenommen und gepflegt. Ein anderer berichtet, wie er die Möven füttert, ein dritter von einem verunglückten jungen Raben, ein vierter von einem gefundenen Igel, den er zu Hause pflegt usw. Ich denke, wir werden diese Mitteilungen von Selbstbeobachtetem vorausgehen und erst nachher die Besprechung des Körperbaues folgen lassen, und die Beziehungen aufsuchen zwischen diesem, der Lebensweise und dem Wohnort des Tieres. Um auch dem Herz und dem Gemüt etwas zu bieten, lese ich nach Abschluss einer solchen Naturlektion gerne etwas Passendes vor. Wie ergreift nach Besprechung der Amsel die Erzählung „Der grosse Schnee“ aus dem prächtigen Büchlein Alb. Grafs: „Aus der Heimat Flur“. Und wie hübsch macht sich nach Beschreibung des Buchfinken oder des Sperlings die liebevolle Erzählung Scharrelmanns „Von einem Finken und wie es ihm auf dieser Welt erging. („Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit.“)

Die Zeit eines Jahres würde aber nicht ausreichen, um auch nur die Hälfte der naturkundlichen Gegenstände, die beispielsweise das Lesebuch für die VI. Klasse bringt, so genau zu besprechen, wie ich's von der

Narzisse ausgeführt. Das ist weder möglich noch nötig. Was uns ferne liegt, fertigen wir kürzer ab. Wenn das Lesebuch der VI. Klasse Lesestücke bringt über den Lämmergeier, das Murmeltier, die Gemse, den Bären, so kann das niemals den Sinn haben, als müsste ich diese Tiere ebenso genau behandeln wie Vertreter der heimatlichen Fauna. Ich nehme das ausgestopfte Exemplar, wenn eines in der Sammlung vorhanden ist, und etwaige Bilder in das Klassenzimmer mit, weise auf den oder die verwandten Vertreter der Heimat hin, deren Besprechung natürlich vorausgegangen ist und beschränke mich bei der Beschreibung auf das Notwendigste. In der folgenden Lesestunde werde ich das dazu gehörende, begleitende Lesestück lesen lassen und dann weiter gehen.

Es ist natürlich kein Zwang da, alle im Buche erwähnten Tiere und Pflanzen zur Behandlung zu bringen. Es ist Unsinn, der Reihe nach Abschnitt für Abschnitt abzugrasen nach Art jenes Kollegen, der mich fragte, auf welcher Seite ich stehe. Zu dem für das V. Schuljahr vorgeschriebenen Lesestoff gehört u. a. ein schönes Prosastück in Mundart über die Lerche. Es wäre aber verlorene Liebesmühe, den städtischen Fünftklässlern von der Lerche erzählen zu wollen. Was ist denn die Hauptsache an diesem unscheinbaren Vögelein? Sein jubelnder Gesang. Wer den nicht gehört hat draussen auf dem Felde, wer nicht schon selbst gesehen hat, wie da eine, dort eine aufsteigt, immer höher hinauf der Sonne entgegen, den jungen Tag zu grüssen mit schmetterndem Jubel, der muss ein viel zu geringes Interesse haben für diesen herrlichen Sänger. Vielleicht sitzt in der Klasse nicht ein einziger Schüler, der schon eine lebende Lerche gesehen hat. Ist nicht irgendein persönliches Verhältnis zwischen dem zu besprechenden Objekte und dem Schüler, vorhanden, so kann das beste Bild, verbunden mit der beredten Erläuterung durch den Lehrer, nur Gedächtniswissen ohne bildenden Wert hervorbringen. Ähnliches liesse sich über eine Reihe anderer Abschnitte sagen.

Wollen wir Wald und Wiese aufsuchen, so müssen wir zwei Nachmittagsstunden opfern und eine Naturwanderung vorbereiten. Glücklicherweise hatte ich in den letzten Jahren selten mehr als 40 Schüler. Mit einer solchen Zahl lässt sich bei guter Disziplin schon manches Schöne sehen und manches Interessante beobachten. Wir rufen mit Gurlitt („Der Verkehr mit meinen Kindern“) unsern Jungen zu: „Seht da die schöne Feder, den anmutigen Flug des Schmetterlings, den leuchtenden, roten Fliegenpilz auf saftig grünem Grunde wie Feuer erglühen, seht die schöngeformte Wurzel wie eine Schlange am Boden lauernd, hört auch den Ruf des Pirols, das Flüstern des Baches, seht die Schäf-

chen am Himmel, das Glühen der Abendsonne am Fichtenstamme, seht die schöne Anordnung der Blätter am Gänseblümchen und — nichts zertreten, töten, zerstören. Nur was ihr mir wieder ganz machen könnt, das dürft ihr auch vernichten. Könnt ihr einen Maikäfer wieder schaffen? ein Marienwürmchen? eine Distelstaude? einen Eichenzweig? nein? nun, dann erfreut euch an diesen Wundern der Schöpfung; aber vernichtet sie mir nicht!“ Wie wir weiter schreiten, sehen wir, wie am Wegrande ein wohl pfundschweres Stück von der Strasse losgesprengt und auf einer Seite emporgehoben ist. Bei näherem Zusehen finden wir einen mächtigen Löwenzahnstock darunter. Was für eine tüchtige Arbeit hat diese Pflanze geleistet. Im Vorfrühling pflücken wir die ersten Gänseblümchen. Ihre Stielchen sind so kurz, dass sie sich kaum zu einem Sträusschen zusammenbinden lassen. Leicht finden die Schüler heraus, warum die im Sommer blühenden bedeutend längere Stiele haben. Wir durchschreiten die Spielplätze beim Grand Hotel Dolder. Auf weite Strecken hin ist der Rasen dürr. Wir fassen ein Grasbüschel. Es lässt sich leicht wegheben; 4, 5 Engerlinge werden sichtbar. Sie haben die Dürre verschuldet, weil sie die Wurzeln abnagten. Dass sie zu dieser Arbeit trefflich eingerichtet sind, sehen wir an ihren Fresswerkzeugen. Warum die Wiesen weiter unten verschont geblieben sind, erklärt sich daraus, dass hier ringsum Laubwald steht, der massenhaft Maikäfer beherbergte. Wir erzählen von der Entstehung der Galläpfel. Um den Schülern zu zeigen, auf wie merkwürdige und mannigfaltige Weise Mutter Natur für ihre Kinder zu sorgen versteht, zerschneiden wir einige derselben und legen die darin lebenden Gallwespenlarven bloss. An allerhand Zweigen machen wir sie aufmerksam auf die Gesetzmässigkeit, wie sie uns in Zahl und Stellung der Blätter entgegentritt. Wir zeigen ihnen, dass weder die Länge der Stiele, noch die Lage der Spreite etwas Zufälliges, sondern dass alles so berechnet ist, dass kein Blatt dauernd direktes Sonnenlicht entbehren muss. Im Spätjahr sehen wir, auf wie mannigfaltige Art die Früchte ausgerüstet sind, damit die Samen an Orte gelangen können, die günstige Bedingungen für die Keimung bieten. Die einen sind mit Flugapparaten versehen, andere mit Haaren und Widerhaken, mittelst deren sie sich an vorübergehende Menschen und Tiere heften. Früchte, die gegessen werden, hüllen die Samen in schützende Schalen ein, wie Kirschen und Brombeeren. Die Schüler sollen erkennen, dass sich die Pflanzen auch auf andere Weise als durch Samen vermehren. Bei den Topfpflanzen lernen wir den Steckling und die Tochterzwiebel kennen, bei der Erdbeere den Ausläufer. Dieser streckt sich weit vor, damit das junge Pflänzchen einen möglichst freien Raum hat und von

der Mutter nicht im Wachstum gehindert wird. Die Knaben begreifen leicht, dass diese Art der Fortpflanzung viel baldier zum Ziele führt als die Samen. Am Hange drüben steht ein dürrer Apfelbaum. Alle Blätter sind abgefallen. Nur kleine runzelige Früchte hangen noch an den Zweigen. Ein Schnitt durch einen der Äpfel zeigt uns, dass trotz allem die Samen ausgereift sind. Die Mutter Natur hat die letzten Kräfte aufgebraucht, um den Fortbestand zu sichern. Erhaltung der Art ist das eine Ziel des Pflanzenlebens. So lehren uns die zwei letzten Beispiele, und die zwei folgenden das andere: Erhaltung des eigenen Lebens. (Dennert: Die Pflanze). Am Wege ist eine Föhre durch ein vorbeifahrendes Fuhrwerk geschädigt worden. Leicht könnte der Regen in die Wunde eindringen und das Holz zum Faulen bringen. Die Tanne hat sich dagegen geschützt, indem sie die wunde Stelle mit Harz überzog. Im jungen Tannenwald drüben finden wir den Kampf um die eigene Existenz noch deutlicher ausgeprägt. In Massen zusammengedrängt, führen die jungen, schlanken Bäumchen einen harten Kampf um das Licht. Da ist eines zurückgeblieben und erstickt. Sieh, dort hat noch ein anderes den Wettstreit ebenfalls aufgeben müssen. Der Wipfel ist schon dürr, und bald werden auch die Äste absterben. Die starken Kame-
raden, die den Platz an der Sonne behaupten konnten, haben die schwachen erdrückt. Alles will Sonne und Licht. Kein grünes Pflänzchen gedeiht zwischen den dichten Tannenreihen. Nur farblose Pilze können da noch fortkommen. Ganz anders in der Lichtung daneben. Brombeer- und Himbeerstauden, Disteln, Haselnusssträucher usw. bilden ein undurchdringliches Dickicht. Und die mächtige Buche mit dem gedrungenen, kraftstrotzenden Stamme und den gewaltigen Ästen! Die volle, runde Krone entzückt uns. Wie ein König überragt sie die ganze Umgebung. Der reinste Gegensatz zu den langen Stangen des geschlossenen Tannenwaldes. In stolzer Kraft hat der gewaltige Baum noch jedem Sturm getrotzt. Seht ihr den Hochwald, der dort drüben die Lichtung wie eine Mauer abschliesst? Und die jungen, abgebrochenen Baumstrünke am Rande? Nach möglichst viel Sonnenlicht haschend, sind sie immer höher gewachsen; dafür blieben sie im Dickenwachstum zurück. So lange sie mitten im Walde standen, hatte das nichts zu bedeuten. Nun, da der alte Bestand nebenan gehauen wurde, sind sie dem letzten Maischnee zum Opfer gefallen. Wir vergleichen die Rinde alter und junger Lärchen, und erklären, warum alte Bäume rissige Rinde haben. Wir stellen das Alter junger Tannenbestände fest, indem wir die Zahl der Astwirtel zählen. Brächte ich nur Zweige in die Schule, würden die Schüler nicht sicher unterscheiden lernen zwischen Föhre,

Tanne und Lärche. Es ist darum nötig, dass ich draussen auf das Gesamtbild der verschiedenen Nadelhölzer aufmerksam mache. Im Winter finden wir auf einem wenig begangenen Waldwege einen Stein, um den herum sich der Boden um mehrere Millimeter gehoben hat. Die Erklärung liegt darin, dass sich die gefrorene Erde ausdehnte. Zur Zeit des Auftauens wird sich der Boden wieder ebnen und den Stein zudecken. Die gleiche Erfahrung hat die Gärtner gelehrt, das Kies auf den Gartenwegen zusammenzuscharren. Würden sie das unterlassen, so müsste es bald gänzlich erneuert werden.

Die Beispiele liessen sich ins Ungemessene vermehren.

Auch innerhalb der Stadt kann man gelegentlich diese und jene schöne, naturkundliche Beobachtung machen. Einige Beispiele: Auf dem Platze, wo Talacker und Pelikanstrasse sich kreuzen, liegen vier prächtige, kuppenartig gewölbte Blumenbeete. Die auf der Nordseite stehenden Tulpen blühen nicht nur eine Woche später, sondern erreichen auch niemals die volle Grösse und Schönheit ihrer günstiger stehenden Schwestern. Ich erinnere an diese Beobachtung, wenn ich die Sonnen- seite des Zürichberges mit der Schattenseite des Ütliberges vergleiche (spätere Schneeschmelze, unbebautes, schattiges Terrain am Friesenberge), ebenso bei der Besprechung des Limmat- und Regensdorfertales und des Rafzerfeldes mit ihren am sonnigen Hange gelegenen Dörferreihen. Im Spätjahr bringen die Schüler gerne Insektenlarven und Puppen zur Schule. So kam z. B. vor den Herbstferien der Knabe K. zu mir und erzählte: „Gestern fand ich am Hirschengraben eine Raupe, die an der Mauer empor kroch. Ich legte sie in dieses Schächtelchen, um die Verwandlung in einen Schmetterling zu beobachten. Als ich heute morgen zur Schule gehen wollte, lag neben der Raupe dieses Häuflein Eier.“ Es waren gegen 20 filzige, zitronengelbe Schlupfwespenpuppen von der Grösse kleiner Reiskörner. Die Raupe selbst war zusammengeschrumpft und bewegte sich kaum mehr. Wenige Tage später fanden wir dann ebenfalls an einer Mauer etwa 20 Raupen derselben Art (wohl der kleine Fuchs). Die meisten strebten noch munter in die Höhe, um irgendwo ein sicheres und trockenes Plätzchen zu suchen, wo sie sich verpuppen konnten. Etwa ein halbes Dutzend aber waren schon auf dem Wege dem gleichen Schicksale verfallen wie diejenige, die K. zur Schule gebracht hatte. Sie waren tot, und neben und unter ihnen lag je so ein kleines, gelbes Häufchen Puppen der uns schon bekannten Schlupfwespen. Als wir die ganze Mauer absuchten, entdeckten wir in einer Höhe von $1\frac{1}{2}$ m eine Raupe in demselben Momente, als etwa 16 Maden dieser interessanten und nützlichen Insekten unter lebhaften Bewegungen aus dem Körper ihrer Wirtin zu schlüpfen versuchten.

Es ist ein Regentag. Unter den Bäumen der Stadelhofer Anlage sehen wir hie und da 3, 4, 5 Blattstiele, zu einem Sträusschen vereinigt aus dem Boden ragen. Es sind die Würmer, welche die angefaulten Reste der letztjährigen Blätter in ihre Gänge hinunterziehen. Dieser Beobachtung lasse ich eine Lektion über die Regenwürmer folgen.

So muss ich suchen, die Beobachtungsgabe der Jugend zu pflegen, zu stärken und den Forschungstrieb anzuregen. Die Selbsttätigkeit des Schülers soll dabei voll und ganz zur Geltung kommen. Wir dürfen ihm höchstens mit Denkfragen helfen. Er soll selbst vergleichen und Schlüsse ziehen. Also z. B.: Warum sind die Ledischiffe breit; die „Schwalben“ verhältnismässig schmal? Warum pflanzt der Förster so dichte Tannenforste? Warum hat die Wiesensalbei hier am sonnigen Wiesenrande so grosse, vollkommene Blätter und ein so üppiges Aussehen, während ihre Schwester dort im Grase ganz schwächlich aussieht? usw. Aus allerhand Beobachtungen an meinen Schülern glaube ich schliessen zu dürfen, dass in manchem ein Interesse wachgerufen worden ist, das über die Schulzeit hinaus anhält. Hat ein Unterricht dieses Ergebnis, so dürfen wir wohl zufrieden sein.

Vor zwei Jahren richtete ich mir ein kleines Aquarium ein, mit der Absicht, meiner Klasse auch das Tierleben im Wasser zur Anschauung zu bringen. Während ich das erste Jahr nur Zierfische hielt, habe ich seit dem letzten Frühjahr nur einheimisches Getier gepflegt. Von einem Kollegen erhielt ich Wasserpflanzen, Schlamm- und Tellerschnecken. Wir beobachteten die ungeheuere Vermehrung der letzteren durch Eier. Wir sahen, wie sie sich in wenig Wochen von Stecknadel- bis zu Erbsengrösse entwickelten. Bei einem Spaziergang fanden wir zwischen Albisrieden und Zürich Blutegel. Wir nahmen sie mit und studierten die verschiedenen Bewegungsarten dieser Tiere und die Tätigkeit der Haftscheiben. Die Schüler bekamen Freude an der Sache und bevölkerten die Gläser selbst mit Tieren. Wir beobachteten z. B. die vollständige Entwicklung des „Rosskopfes“ zum fertigen Frosch. Mehrere Wochen hielten wir einige unserer gewöhnlichen Kammölche. Als die Weibchen gelaicht hatten, gaben wir ihnen die Freiheit wieder. Aus den Eiern schlüpften die zarten, beinlosen Jungen mit den Kiemen. Nachdem sie die Länge von ungefähr 3 cm erreicht und Beine bekommen hatten, trug sie ein Junge in die Limmat hinunter. Nächstes Jahr will ich mich, wenn es mir gelingt, mehr an die Insekten halten.

Auch die Physik und die übrigen Gebiete der Naturkunde müssen wir gestreift haben, wenn der Boden für deren systematische Behandlung auf den höheren Schulstufen vorbereitet sein soll. Ein hübsches

Beispiel dafür ist die Wärmelehre in unserm Lesebuch der V. Klasse. Immer muss, wie es hier der Fall ist, die Heimat wegleitend sein in bezug auf Stoffauswahl und Behandlung. Ein Beispiel aus der eigenen Praxis: In der Geographiestunde hatten die Sechstklässler die Rheinsalinen kennen gelernt. Nicht lange nachher besprach ich das Kochsalz. Nachdem ich ungefähr das, was Lüthi in den „Ergebnissen“ und im Lesebuch darüber bringt, durchgenommen hatte, liess ich mir durch das Salzamt noch die speziellen Angaben geben über den zürcherischen Salzverbrauch. Wir hörten, dass unser Kanton jährlich ca. 53,000 *q* braucht, die er zu Fr. 4.45 von den Rheinsalinen bezieht. Ich schloss diesen Angaben folgende Fragen an: Wieviele Eisenbahnwagen zu 10 *t* Tragkraft und wie viele Lokomotiven braucht es zum Transporte dieser Salzmenge, wenn eine der letzteren 20 beladene Wagen zu ziehen vermag? Welche Länge ergeben all die Wagen und Lokomotiven aneinandergereiht, wenn für die ersteren 7 *m* und für die letzteren die doppelte Länge berechnet wird? Was für einen Bruttogewinn macht der Kanton beim Salzverkauf? Woraus erklärt es sich, dass der Nettogewinn nur 210,000 Fr. ausmacht? So kamen wir auf das Salzregal und die Monopole zu sprechen. Ich nützte das Interesse für die Sache noch weiter aus und widmete eine folgende Lektion den Steuern. Da gab es manches zu klären und zu beantworten. Auch der Petrolverkauf wurde zu den Monopolen gezählt, Gas-, Tram- und Posttaxen zu den gewöhnlichen Steuern gerechnet. Und warum sollte ich im Anschluss an diese Unterredungen nicht auch die Genossenschaft der Schweizerkantone zur Sprache bringen, welche jetzt die Salinen ankauft?

In ähnlicher Weise liesse sich die Steinkohle und in Verbindung damit der städtische Gasverbrauch und auf einer höhern Stufe die Elektrizität im Anschluss an das Albulawerk und die kantonalen Bestrebungen am Rheine besprechen. Unsere Experten an den Rekrutenprüfungen fordern uns immer und immer auf, in weitgehendem Masse solche Stoffe zu berücksichtigen, welche den zukünftigen Bürger für seinen Beruf innerhalb der Demokratie vorbereiten. Lasst uns überhaupt das Interesse ausnützen, das unsere Buben haben an den Fragen, welche die Öffentlichkeit beschäftigen. Scheuen wir uns nicht, das Leben in vollen Strömen zu den Schulfenstern herein zu lassen.

Da berichten die Zeitungen von dem Unglück am Lötschberg. Jeder will erzählen, alle sind dabei. Ich lasse den Ort zeigen und spreche von der Bedeutung der Bahn, die da gebaut wird. — Als alle Welt von den verschütteten Italienern im Bruggwaldtunnel redete, behandelte ich gerade das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Die Bergung des einzig

Geretteten gab eine prächtige Illustration zu der Frage: Wer ist dein Nächster? Ein Schüler erzählte ausführlich die Rettung Pedersolis. Führt uns die Geographiestunde nach Graubünden, so dürfen wir gar wohl die Frage der Ostalpenbahn berühren. Wir brauchen uns nicht zu scheuen, die beiden Projekte zu nennen und die Schüler herausfinden zu lassen, dass das Splügenprojekt den kürzern Weg ins Auge fasst, die Greinabahn für uns Schweizer aber den Vorteil bietet, dass sie nicht so bald italienisches Gebiet betritt. Als wir über das Albulawerk abzustimmen hatten, bekam jeder Bürger ein Heftchen mit Beschreibung und Skizze des Projektes. Die illustrierten Zeitungen, wie die „Zürcher Wochen-Chronik“, bringen Bilder von den Anlagen bei Sils und Nisellas. Die Tagesblätter berichten von der linksufrigen Seebahn, der Forchbahn usw. Bringen wir von diesem Material auch etwas zur Schule und erzählen wir den Jungen in kindlicher Weise davon, um sie schon auf dieser Stufe zu interessieren für die aktuellen Lebensfragen des engern und weitem Vaterlandes. Stände mir die nötige Zeit zur Verfügung und müsste ich nicht fürchten, meine Arbeit würde zu lang, würde ich noch dieses und jenes berühren, was unsere Stadt bietet, um die Jugend mit der Gemeinschaft, dem Staat und seinen Organen bekannt zu machen. Wohl soll jetzt die obligatorische Fortbildungsschule kommen. Die wird der Heimatkunde die Krone aufsetzen durch Aufnahme einer zusammenhängenden Vaterlandskunde. Sollte die Vorlage das Referendum bestehen, so wird uns das nicht der Pflicht entbinden, wo sich Gelegenheit bietet, Wirtschafts- und Gesetzeskunde anzuschliessen, damit schon die Schuljungen nach und nach einen Einblick bekommen in das Wesen des Staates und des Vaterlandes. Solche gelegentlichen Belehrungen haben vor der systematischen Besprechung zudem den Vorzug der Anschaulichkeit.

* * *

Die schönste Frucht der Heimatkunde ist die Heimatliebe. Sie zu pflegen und zu mehren ist unsere Pflicht. Die Meinung ist falsch, die behauptet, jeder Schweizer müsse schon deshalb seine Heimat lieben, weil sie die Vorzüge grösster Freiheit und erhabener Naturschönheit miteinander vereinige. Kennen müssen wir sie. Warum feiert die Heimatliebe ihre wahren Triumphe in den Alpen, auf den Dünen und in der Wüste, wo die Natur kargt, wo jeder Erwerb der Scholle in hartem Kampfe abgerungen werden muss? Weil die Bewohner jener Gegenden ihre Umgebung durch und durch kennen. Natur und Mensch verwachsen dort in eins. Der indirekte Weg führt hier zum Ziele. Nur nicht tendenziös Patriotismus predigen. Damit würden wir kaum Gutes erreichen,

wohl aber abstossen. Durchwandern wir die Fluren, erschliessen wir der Jugend die Wunder des Naturlebens, zeigen wir ihnen dies und das, was sie selbst nicht sehen würden, bahnen wir das Verständnis für die edeln Freuden des Naturgenusses an, schaffen wir Anteilnahme am Gemeinwohl, so wecken wir auch das erhebende Gefühl der Zugehörigkeit. Nur das, womit man vertraut ist, das liebt man, das schont man, dafür bringt man nötigenfalls Opfer. Schon dass wir von der Heimat sprechen, lässt das Herz warm werden. Spricht dabei noch der Stolz, mich Schweizer nennen zu dürfen, aus meinen Worten, leuchtet die Heimatliebe aus meinen Augen, dann geht die Begeisterung auch auf die Jungen über und reisst sie mit.

Gewiss, das tiefe Gefühl wahrer Heimat- und Vaterlandsliebe ist noch von anderen Faktoren abhängig. Es zu wecken, zu vertiefen und zu bereichern, dazu kann der Lehrer, die Schule, die Heimatkunde wesentlich mithelfen.